

Rittmeister Brand.

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

4.

Eines Abends in der Offiziersmenage, — auch der Oberst war da und saß an einem Tische mit Brand, — kam das Gespräch auf allgemeine militärische Verhältnisse. Die Herren gerieten in Eifer, Dietrich behandelte mit besonderer Wärme sein Lieblingsthema: Keine Institution ist zur Erfüllung des hohen Zweckes, die Menschen zu erziehen, so berufen und so fähig wie die Institution des Waffendienstes. Sie stellt die strengsten Anforderungen an die Pflichttreue, die Ehrenhaftigkeit, den Mannesmut. Sie verlangt blinden Gehorsam von den Geführten und deshalb von den Führern sehende Augen, klaren Vorausblick, scharfen Einblick. Sie verlangt von ihnen Gerechtigkeit und Strenge, denn nicht Freiheit braucht der Mensch, der Mensch braucht Zucht. Aber weise muß die Strenge sein; unweise Strenge wird immer Grausamkeit und unter dem grausamen Führer die Mannschaft zur wilden Rote. Der Duzendoffizier verrotzt, der tüchtige verbittert. Ein Fluch für die Armee ist jeder, der Gewalt hat über andere und nicht über sich selbst, ein Verräter, der unseren Stand dem Haß und der Verleumdung ansliefert.

Er sah, während er sprach, dem Obersten fest ins Gesicht, und der erwiderte kein Wort, zog die giftigen Neuglein nur immer mehr zusammen. Plötzlich stand er auf, nickte den Herren, die alle zugleich seinem Beispiel folgten, kaum merklich zu und ging nach Hause.

Besonders zeitig fand er sich am nächsten Morgen auf der Reitschule ein, wo Brand Chargenreiten abhielt.

Schon als er vom Pferde stieg, sich in den breiten Hüften wiegte, die Beine warf, daß ihm die Kniee knackten, und am staubfarbigen Schnurrbart ungeduldig zupfte, wußten seine unglücklichen Untergebenen: Der ist geladen. Gnade Gott jedem, den er heute aufs Korn nimmt.

Der Oberst untersuchte die Packung, die Fäimung, die Bügelschnallung, tabelte alles, fand auch die Wartung der Pferde, die Haltung der Reiter miserabel, unterzog die Abrechnung selbst einer herben Kritik.

„Herr Rittmeister Brand,“ hieß es auf einmal, „Sie scheinen vorzugehen nach einem ganz neuen, eigens von Ihnen erfundenen Reglement. Ihre Unteroffiziere haben die schlechtesten Pferde.“

„Entschuldigen, Herr Oberst, das ist nicht der Fall,“ antwortete Brand.

„Wie, nicht der Fall?“ Er bezeichnete ein Pferd in der Abteilung Wildensteins, der eben aufgefressen war, und auf den Befehl, in die Reitschule zu kommen, wartete: „Der Braune dort im zweiten Glied ist mir lieber als alle Ihre Unteroffizierspferde.“

„Aber auf einem Auge blind,“ sprach Dietrich mit größter Ruhe.

Der Oberst schnaubte: „Was? . . . Sie . . . Den meine ich nicht, Den ändern, den lichten, der ist das richtige Unteroffizierspferd.“

„Er ist's auch gewesen, aber Herr Oberst haben ihn selbst vor vierzehn Tagen als untauglich dazu erklärt.“

Das auf offener Reitschule vor aller Mannschaft. Dem Obersten liefen dicke Schweißtropfen über die Gängebacken, er biß die Lippen und wendete sich der Abteilung des zweiten Rittmeisters zu. Mit dem war der Kampf leichter aufzunehmen, der sollte jetzt büßen für den Freund und für sich selbst, hatte ihn der Regimentskommandant doch schon lange genug im Wagen, den melancholischen Frechling, der es wagte, die Frau Oberstin anzuschmähen.

Die Rörgeleien begannen. Wildenstein erfuhr Rüge um Rüge, Spott um Spott. Was einen Menschen, der seine Schuldigkeit tut, und mehr als seine Schuldigkeit, nur reizen und demütigen kann, folgte Schlag auf Schlag. Nun entfachte sich der Oberst plötzlich über das Aussehen eines der Dragoner.

„Kommandieren Sie den Mann in die Mitte der Reitschule,“ befahl er, und nachdem das geschehen war, betrachtete

er den armen Teufel von Rekruten, einen blutjungen, plumpen, hochschulterigen Burschen, und schrie dann auf, mit gehemmeltem Zorn: „Der ist ja budlig. Sagen Sie mir einmal, Herr Rittmeister Wildenstein, wie heißt der Mann? — Wie er heißt, frag ich.“

Merkwürdig — der Rittmeister besinnt sich. Hat ihn das Gedächtnis verlassen, hat er nicht reden können, weil es schon so gekocht hat in ihm, er antwortete nicht. Da brach der Oberst in ein abscheuliches Lachen aus: „Ach ja, freilich, Männernamen merken Sie sich nicht. Freilich, freilich, wenn eine Amalia Rosendust oder eine Eulalia Lilientengel da oben säße, da hätten Sie nicht nötig, erst lange nachzudenken. Ich muß Ihnen doch raten, besaßen Sie sich zeitweise wenigstens mit dem, was Ihre Pflicht ist.“

„Herr Oberst,“ knirschte Wildenstein, und in seine Arme hätte Dietrich ihn nehmen, wegtragen hätte er ihn mögen. Er sieht es ihm an, es ist aus mit seiner Selbstbeherrschung, seiner Willenskraft, mit allem.

„Schweigen Sie,“ donnerte der Oberst ihn an. „Misfieren Sie nicht ein einziges Wort, man soll das Schicksal nicht versuchen, wenn man so wenig Glück hat wie Sie.“

Das war mit einer so schändlich gemeinen Ironie gesprochen, daß es jeden anwiderte, der es mit anhören mußte. Wildenstein war leichenblau: „Herr Oberst,“ sprach er mit lauttönender Stimme, „ich dulde das nicht, das gehört nicht hierher.“ Seine Hand ballte sich um den Säbelgriff, er trat auf den Kommandanten zu.

Brand sprang ihm nach, packte ihn und hielt ihn fest. „Gehen Sie zum Prosojen, ich mache Ihnen den Prozeß,“ sagte der Oberst. Er triumphierte; endlich war die Gelegenheit da, Herrn Rittmeister Wildenstein den Hals zu brechen.

Als der sich wendete, um zu gehorchen, stand Dietrich vor ihm und sah ihn unsagbar besorgt und beschwörend an. Wildenstein antwortete mit einem ersten, entschlossenen Blick, einem Blick, der deutlich sprach für den verstehenden Freund: „Sag selbst, ist's nicht genug?“

Nach dem Schluß der Reitschule ging Brand geradeaus ins Quartier seines Freundes. Da fand er ihn, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, auf dem Bette sitzend, neben ihm lag die abgeschossene Pistole; er hatte sich meisterlich ins Herz getroffen. Auf dem Tische war sein Geld ausgebreitet, zweiundvierzig Gulden, und ein Briefbogen, auf dem mit Bleistift geschrieben stand:

„Dieber Dietrich, zwanzig Gulden meinem Burschen, den Rest den Leuten meiner Abteilung. Hab Dank für Deine Liebe und Treue. Auf Wiedersehen. Ich glaube dran.“

Dieser Tag und die darauffolgende Nacht waren die schwersten im ganzen Leben Dietrich Brands. Da muß er fürchterlich mit sich gerungen haben. Am Morgen war sein Entschluß gefaßt. Beim Begräbnis des Freundes hatte er zum letzten Male den Säbel gezogen.

Nach der Heimkehr von der Beerdigung verfaßte er sein Gesuch um Enthebung von der Militärdarge.

Im ganzen Regiment rief der Entschluß Brands Bestürzung hervor. Aber das änderte nichts daran. Er tat auch keinen Dienst mehr. Der Regimentsarzt stellte ihm ein Krankheitszeugnis aus und konnte es mit gutem Gewissen tun. Er war ehrlich besorgt und sagte: „Ein Herbenfieber oder der Wahnsinn — der Herr Rittmeister kann von Glück sagen, wenn er ohne eines von beiden durchkommt.“

Als das Gesuch des Rittmeisters bewilligt worden und er wieder in den Zivilstand zurückgetreten war, schickte er seine Herausforderung dem Obersten zu. Der nahm sie an; seine Sekundanten und die Brands einigten sich ohne Schwierigkeiten über die Bedingungen des Duells: Pistolen, zehn Schritte Barriere. Nie waren zwei Leute entschlossener, einander das Lebenslicht auszublafen. Der Oberst wußte: treff ich ihn nicht, bin ich ein toter Mann, und Brand hatte sich's zugeschworen: dem grausamen Führer wird das Handwerk gelegt. — Gute Pistolenstücke waren beide. Und doch — die Anwesenden trauten ihren Augen nicht, der Oberst drückte los und — fehlte. Auch sein Gegner fehlte. Nachdem die Sekundanten einen pflichtgemäßen und selbstverständlich nutzlosen Versöhnungsversuch gemacht hatten, wur-

den die Pistolen wieder geladen. Der Oberst zielt und traf Dietrich in die linke Schulter. Dieser zuckte. Die Sekundanten wollten hinzu springen, doch winkte er sie fort, ließ den Obersten bis an die Barriere heran kommen und schoß ihn durch und durch. Die Kugel prallte an einem kleinen Baume ab, der Mann stürzte nieder ohne einen Laut. Für tot — nicht tot. Im Wagen schon, in dem sie ihn nach Hause brachten, erlangte er die Besinnung wieder. Es fand sich, daß die Kugel zwischen den Lungen durchgegangen war. Er genas nach verhältnismäßig kurzem Siechtum. Aber Brand hatte ihm doch das Handwerk gelegt; der Oberst mußte den Dienst aufgeben, denn seine Stimme war zum Kommandieren zu schwach geworden.

Die Verwundung Dietrichs erwies sich als eine schwere; lange Zeit verging, ehe er die volle Gesundheit wieder erlangte.

Den Titel, dessen er sich entäußert, erhielt ihm die Tradition. Die Erinnerung an seine ehrenvolle Dienstzeit, an die Beliebtheit, die er genossen hatte, blieb unvergessen, und er, trotz all seines Protestierens, Verbetens und Verbittens, für jeden, der ihn in früheren Jahren gekannt und in späteren von ihm gehört hatte: der Rittmeister Brand.

(Fortsetzung folgt.)

Was ist eine Sinfonie?

Von Dr. Julius Levin.

Unter den größeren Konzerten nehmen die sogenannten Sinfonie-Konzerte eine besondere Stellung ein. Die Aufnahme einer Sinfonie in ein Programm bedeutet von vornherein, daß die Veranstaltung für ernste Musik bestimmt ist. Man kann nur sehr schwer oder gar nicht, neben einem Werke jener Art, leichte oder gar nichts sagende Musik aufführen. Die Sinfonie gilt, neben dem Streichquartett, als die höchste Form der Musik, der für Instrumente allein geschriebenen gewiß. Es verlohnt sich daher der Mühe, sich einmal die Frage vorzulegen, was eine Sinfonie ist und, danach, was sie bedeutet.

Das Wort selbst kommt aus dem Griechischen und bedeutet, ins Deutsche überetzt, Zusammenklang. Schon aus diesem Umstande kann man entnehmen, daß zum Zustandekommen einer Sinfonie verschiedene Klänge, das heißt Neuherungen, Betätigungen verschiedener Instrumente als nötig gedacht worden sind. Und nicht bloß verschiedener Instrumente derselben Gattung, sondern auch verschiedener Gattungen. So wirken von Streichinstrumenten nicht bloß Geigen und Bratschen, sondern auch die Cello und Kontrabässe mit; von Blasinstrumenten nicht bloß die aus Holz, sondern auch die aus Blech, und von jenen nicht bloß Flöten und Oboen, sondern auch Klarinetten, Fagotte und Kontrafagotte; von den Blechinstrumenten nicht bloß Trompeten und Hörner, sondern auch Posaunen und Tuben, Zupf- und Schlaginstrumente, wie Harfe, Kesselpauken, große Pauke, Triangel, kleine Trommel, um nur die gangbarsten zu nennen, sind dabei nicht zu vergessen. Kurzum der Komponist, der eine Sinfonie schreibt, wird von vornherein als Orchesterkomponist gedacht, ja, sogar für die weitaus größte Anzahl der Fälle als reiner Orchesterkomponist, als ein solcher, der unter den vorliegenden Verhältnissen auf jeden anderen Ausdruck als den orchestralen verzichtet. Ich sage, für die weitaus größte Anzahl der Fälle, denn man darf nicht vergessen, daß gerade die größte klassische Sinfonie, nämlich die neunte von Beethoven, in ihrem letzten Teil gewissermaßen zur Krönung des Werkes den Gesang in Chor und Soli heranzieht.

Damit hat Beethoven etwas getan, was an die Urfänge der Sinfonie zu erinnern scheint. Es scheint aber nur.

In der Tat ist bei ihrem ersten Auftreten in der Musik die Sinfonie an den Gesang geknüpft gewesen. Man bezeichnete mit dem Worte die Orchesterstücke, die als Einleitung, Mittel- und Nachspiel bei Gesangsstücken dienten, besonders in der Oper. Allmählich aber wurde die Bezeichnung auf eine bestimmte Gattung von auf Gesang bezüglicher Musik angewandt, nämlich auf das Stück der Oper, das wir heute Duvertüre oder Vorspiel nennen. Doch darf man darum nicht den Sinn unserer Duvertüren, wie etwa derjenigen Karl Maria v. Webers, oder der Vorspiele, etwa derjenigen Richard Wagners, dem der ältesten Sinfonien gleichstellen. Unsere Duvertüren und Vorspiele bereiten durch eine Anzahl dem Werke selbst entnommener Melodien oder Motive auf die Musik des Theaterstückes vor. Diejenigen Mozarts freilich machen zuweilen eine Ausnahme von der Regel. Da ist die Duvertüre zu „Figaros Hochzeit“ eine freie, nur in der Grundstimmung dem Theaterwerke selbst entsprechende Phantasie. Und in demselben Sinne, wie Mozart in dem genannten Werke, fassen auch die alten Opernkomponisten die „Sinfonia“, wie die Italiener schreiben, auf.

Dann und wann kam es vor, daß Komponisten Stücke, die nicht für das Orchester komponiert waren, „Sinfonia“ benannten. Der große deutsche Meister Johann Sebastian Bach hat sich die neue Anwendung jenes Wortes mehrmals gestattet. Er verstand dann unter „Sinfonia“ dasjenige Stück unter einer Anzahl anderer, das die

Stimmung für deren Entgegennahme vorzubereiten geeignet war, genau dasselbe also, wie die alten Opernkomponisten, die ihre „Sinfonien“ nur für Orchester schrieben.

Es ist eine viel erörterte Frage, ob das alte Hauptstück für größeres Orchester, das sogenannte „Concerto grosso“ d. h. Konzert für alle (im Gegensatz zum „Concerto“ für Solo) eine große Bedeutung für die Entwicklung der Sinfonie gehabt hat. Möglich ist gewiß, daß das „Concerto grosso“ auf die Sinfonie gewirkt hat. Aber man kann schon von vornherein darauf schließen, daß ein Einfluß, wenn er bestand, sich nur hinsichtlich der Formgebung äußern konnte.

Denn wenn auch natürlich alle Musik dazu dient, eine Stimmung zu schaffen, oder diese, wenn sie schon vorhanden ist, zu vertiefen, so hat doch von vornherein das „Konzert“, das heißt das auf den Wettstreit der Instrumente untereinander hin angelegte Tonstück, einen mehr äußerlich instrumentalen Zweck, als die auf Unterordnung der Instrumente unter einen reinen Stimmungszweck hin gedachte Sinfonie. Das „Konzert“ bezweckt das Hervortretenlassen einer Gruppe von Instrumentalisten gegen eine andere. Selbstverständlich ist sein Bestreben kein Grund für eine musikalische Minderwertigkeit. Die Werke bezeichneter Art von Händel und Bach gehören zum Besten, was die Kunst hervorgebracht hat. Aber man braucht nur etwa ein „Concerto grosso“ eben von Haendel mit einer Oper- oder Oratorieneinleitung dieses Komponisten zu vergleichen, um sofort zu verstehen, daß bei aller Gleichheit der musikalischen Grundnatur in diesen Stücken doch ihre ganze innere Anlage sich wesentlich voneinander unterscheidet. Es kann daher sehr wohl möglich sein, daß die Entwicklung des „Concerto grosso“ zu zahlreicheren Sätzen auch diejenige der Sinfonie in dem Sinne der äußeren Ausdehnung beeinflusst hat. Aber andererseits steht es fest, daß auch die „Sinfonien“ als Einleitungsstücke schon sehr früh mehrsätzig gewesen sind. So hat Händel z. B. im „Alexanderfest“ eine dreisätzige Einleitung, während er sonst im allgemeinen sich mit zwei Sätzen, dem langsamen Einleitungsstücke und dem schnelleren fugierten, das heißt, sich in mehr oder minder freier Wiederholung und Umschreibung eines musikalischen Gedankens ergebenden Hauptsätze begnügt. Die berühmte „Sinfonia“ des Beihnachtsoratoriums, eines Einleitungsstückes vom ersten Range, ist einsätzig.

Die Sinfonie erfuhr ihre wahre Ausbildung zu einem selbständigen Tonstücke zu bestimmtem Zwecke vor allem durch den Meister Joseph Haydn (1732—1809), neben dem andere Komponisten, u. a. Karl v. Dittersdorf (1739—1799) in reformatorischem Sinne wirkten.

Haydn, der auch die Form des Streichquartetts im wesentlichen bestimmt hat, gab der Sinfonie vier Sätze. Ein schneller (Allegro) bildete den Anfang. Ihm folgte entweder ein langsamerer (Andante, Adagio, Largo) oder ein Menuett. Diese beiden sogenannten Mittelsätze sind von Mozart nicht immer beibehalten. Es existieren von diesem Meister einige dreisätzige Sinfonien. Den Mittelsätzen folgt ein schneller gehaltener Endsatz, das sogenannte Finale.

Diese Form ist im wesentlichen von den meisten Sinfonikern beibehalten worden. Die einen leiten den ersten und letzten Satz hin und wieder durch langsamere kürzere Stücke ein — auch Haydn hat dies getan, die anderen gaben dem Menuett eine Erweiterung, wie Beethoven, der an dessen Stelle in seinen selbständigeren Werken das Scherzo setzt, und nur in der achten Sinfonie, einem vom wahren Volksgeiste durchbligten Werke, das Menuett wiederherstellt.

Beethoven ist derjenige Komponist, mit dessen Eingreifen die Sinfonie eine neue Gestalt annimmt. Nicht deshalb, weil er, wie manche nicht völlig Einsichtige behaupten, ohne es beweisen zu können, die Form zerstört hat, sondern weil er, der mit der Sinfonie einen neuen Zweck verfolgte, sich die Form so umschuf, daß er diesen Zweck auch erreichen konnte.

Mit diesen Erörterungen treten wir in eine neue Frage ein, ohne deren Beantwortung die der ersten: Was ist eine Sinfonie? ihrerseits den Zweck dieses Aufsatzes nicht erfüllen würde. Man kann in der Kunst so wenig wie auf irgend einem anderen Gebiete geistiger Tätigkeit das Wesen eines Mittels bestimmen und darlegen, ohne von dem Zwecke zu sprechen, zu dessen Erreichung es dienen soll.

Von dem ersten Zwecke der Sinfonie, als dem eines Einleitungsstückes, ist vorhin gesprochen worden.

Der Zweck der Sinfonie bis zu der dritten Beethovens war im wesentlichen rein musikalisch. Die Komponisten gaben nur selten das, was wir ein Seelengemälde nennen. Haydn hat eine Militärsinfonie geschrieben, deren Art durch den Titel bezeichnet ist. Mozart hat die „Jupitersinfonie“ komponiert und in diesem Tonstücke ein Abbild der Macht zu geben gewußt, die dem obersten Gebilde der griechisch-römischen Mythologie angedichtet wird. Pugnani, der kraftgenialische königlich sardinische Hofkapellmeister hat sogar eine Sinfonie nach Goethes berühmtem, mit dem Selbstmorde des Helben endigendem Roman „Die Leiden des jungen Werthers“ geschrieben, die überdies ein noch nie gebrauchtes Orchesterinstrument verlangt, nämlich das Pistol. In der Tat endigt das Werk mit einem Schlusse, der Werthers freiwilligen Tod anzeigt. Vater Haydn begnügte sich in einer berühmten Sinfonie mit einem Paulenschlage, nach dem sie den Namen erhalten hat. Dennoch haben die alten Sinfoniker nur selten an wirkliche Gegenstände gedacht, deren Inhalt sie musikalisch vor die Seele zu stellen beabsichtigten. Sie begnügten sich damit, ein rein musikalisches, von bestimmten Vorstellungen gegenständlicher

Art freies Vergnügen zu bereiten, und sahen ihre Aufgabe als gelöst an, wenn sie ein schönes, gut geschriebenes Stück Musik geliefert und neben dem Hergebrachten eine Anzahl neuer Dinge gezeigt hätten. Diese Grundsätze hinderten sie nicht, im ganzen bewunderungswürdige, noch lange Dauer versprechende Werke zu schaffen.

Beethoven (1770—1827) sah die Sinfonie als einen Versuch auf, die Welt auf musikalische Weise zu schildern. Er nimmt z. B. in der dritten Sinfonie, Es-dur, der „Troica“, einen Helden, in diesem Falle Napoleon I., gewissermaßen als Verkörperung des Weltgedankens und stellt durch das Leben des Helden das Leben der Welt dar. In der fünften Sinfonie, deren Motiv der Meister selbst als Schläge des Schicksals „an die Pforte“ bezeichnet hat, ist der Kampf des Menschen mit der schließlich besiegten Umwelt der Inhalt des Werkes. Die sechste Sinfonie, „Pastorale“, ist die Schilderung des reinen Naturlebens, die siebente Sinfonie offenbar der Versuch, und der wohlgelungene, den Weltrythmus, das heißt das an unregelmäßigen Zeitabteilungen, wie in einer wohlbedachten Arbeit, sich abrollende Spiel der Weltkräfte darzustellen. In der neunten Sinfonie ist es die aus dem Kampfe sich ergebende Freude, die den Meister so sichtlich angeregt hat, daß er Schillers „Lied an die Freude“ im Schlußteile für Singstimmen komponiert und gewissermaßen als das Ergebnis aller vorher gemachten musikalischen Ausführungen und Forschungen hinstellt.

Nach Beethoven und größtenteils noch zu seiner Zeit hielt sich die Sinfonie auf den Bahnen, die Haydn und Mozart vorgezeichnet hatten. Beethoven am nächsten, auf anderen Wegen, Franz Schubert, Robert Schumann, Felix Mendelssohn-Bartholdy u. a. schilderten mehr eigene Erlebnisse, als wie diese Erlebnisse ihre Weltanschauung beeinflussten. Mit Franz Liszt kommt eine Abart der Sinfonie, die sinfonische Dichtung zur Herrschaft, eine Musikgattung, deren bewußter Zweck die Schilderung von Gegenständen durch Töne ist. Neben Liszt hat der Franzose Camille Saint-Saens darin Hervorragendes geleistet. Ihnen folgten in Deutschland Richard Strauß u. a., während in Oesterreich Mahler und vor allem der geniale Anton Bruckner näher an Beethoven blieben.

Wie es scheint, werden sich die Reste der Sinfonie noch weiter teilen, und es wird durch Heranziehung der Gesangsmusik eine sinfonische Ode oder Gesangsinfonie entstehen, von der wir durch Mahler bereits Proben haben.

Eine falsche Verbindung.

Klapp, Klapp — — Klapp, Klapp, Klapp, — nie enden wollend, hört man dies eintönige Geklapper durch den weiten Saal, begleitet von einem Surren und Summen wie von mehreren Bienenschwärmen, das nur unterbrochen wird von einem scharfen Klingelzeichen, das mal hier mal da durch den Saal schwirrt. Hin und her eilen die Aufsichtsbeamtinnen, dann und wann hinter einem Stuhl stehen bleibend, um die Arbeit zu kontrollieren.

Die kleinen elektrischen Glühlampen an den Arbeitsplätzen leuchten unablässig auf und verlöschen, . . . leuchten auf und verlöschen. So geht's nun schon den ganzen Tag. Blühschnell lassen die jungen Mädchen die Schnüre in ihr Lager zurückgleiten, um sie wieder zu neuen Verbindungen zu benutzen, und andauernd sprechen sie in halbklautem Ton in ihr Mikrophon hinein. Schon verdächtigen sich die Nachmittagschatten, aber noch ist kein Abflauen des Verkehrs bemerkbar, der dort in den unterirdischen Kellern rast.

Oben im Saal thront der Herr Oberaufsichtsbeamte und beobachtet mit scharfem Auge und Ohr seine Untergebenen, ob sich nicht hier und da eine Beamtin getraut, ihrer Nachbarin ein Wort zuzuflüstern oder sonst eine andere Dienstwidrigkeit zu begehen. In letzter Zeit haben die Anzeigen bedenklich nachgelassen, es muß doch mal wieder schärfer auf die Finger gesehen werden, fährt es ihm durch den Sinn. Da — ist das die Möglichkeit — da wagt doch tatsächlich jene blonde etwas große Beamtin dort ihrer Nachbarin etwas zuzuflüstern, ja richtig, denn die lächelt sogar daraufhin. Es ist doch unglaublich! Der Schnurrebart des Herrn Obersekretärs fängt an sich bedenklich zu sträuben und schon ist er im Begriff, aufzustehen, um der pflichtvergessenen Beamtin die wohlverdiente Rüge zu erteilen, da schrillt die Glocke seines Apparates.

„Hier ist die Oberaufsicht“, tönt die von Würde förmlich getränkte Stimme in das Mikrophon.

„Oberaufsicht? Ich will doch gar keine Oberaufsicht, ich habe doch 1504 verlangt“, tönt es ihm zurück.

„Was? Dann sagen Sie mir mal, von welchem Amt Sie kommen, das muß festgestellt werden“, sagt der Herr Obersekretär im Tone eines Großinquisitors. Irgend etwas hört er wieder, ihm ist, als hätte er „Lühov“ verstanden, aber schon ist der Hörer wieder angehängt. Spornstreichs rennt der Herr Obersekretär zu dem Platz, von dem aus die falsche Verbindung ausgeführt sein sollte.

„Also hier ist es gewesen, Sie haben eben mit meinem Apparat verbunden“, schnauzt er die Beamtin an, die noch mit hochrotem Kopf da sitzt, denn eben lag ein gar zu großer Ansturm auf ihr Nervensystem hinter ihr. Und schon geht's wieder an. Nummer auf Nummer, einzeln und durcheinander, daß sie mitunter nichts als ein Zahntohwabohu hört, wird ihr ins Ohr

hineingefagt und in fiebernder Hast eilen ihre Finger durch die verworrenen Schnüre, hier trennend, dort verbindend.

„Sie haben eben mit meinem Apparat verbunden“, hört sie durch all die Zahlen wieder die Stimme ihres Vorgesetzten in großer Wut durch die scheinbare Nichtbeachtung seiner Persönlichkeit. „Sagen Sie, ob Sie nicht eben mit meinem Apparat verbunden haben, als die Nummer 1504 verlangt wurde. Immer drohender wird die Stimme hinter ihrem Stuhl, und immer schneller und schneller gleiten die Schnüre, und immer mehr und mehr schwirren die Nummern wie ein Wirbel auf dem Trommelfell ihres Ohres.

„Hören Sie denn nicht!“ schreit der Herr Obersekretär, sich selbst nicht mehr kennend vor Wut, „ich spreche jetzt mit Ihnen!“ Mengstlich kommt die Aufsichtsdame herbei: „Schalten Sie sich doch aus!“

„Kommen Sie mal hither“, der Herr Obersekretär zeigt mit dem Finger gerade vor sich hin auf den Fußboden, „und sagen Sie die Wahrheit; ich frage Sie noch einmal, haben Sie vorhin mit meinem Apparat verbunden?“ Die arme kleine Beamtin ist weiß geworden vor Schreck über diesen Wutanfall und ängstlich kommt es über ihre Lippen:

„Aber ich weiß wirklich nicht, ob diese Nummer bei mir verlangt wurde, es war hier so rasend zu tun, ich kann mich wirklich auf die einzelne Nummer nicht besinnen.“

„Der Sache muß ich auf den Grund gehen, stellen Sie die Beamtin mal fest“, jagt der Herr Vestränge, zur Aufsichtsdame gewandt, „das ist doch unerhört, mit meinem Apparat!“

Und während die Aufsichtsdame nun hinter dem Stuhl des Sündenbodes steht, um die weitere Arbeit noch genauer zu beobachten, denkt das arme schwarze Schaf: Ja, nun werden wieder Ströme von Tinte und Bogen auf Bogen Papier verbraucht, um mir zu beweisen, daß ich es gewesen bin — na, und 'nen Taler wird's sicher kosten, wo ich doch neulich erst die Mark bezahlen mußte.“

Und nicht so sehr der Anhaucher ihres Vorgesetzten, so schlimm der diesmal auch war, als der drohende Abzug von ihrem mageren Gehalt läßt sie bedrückt aufseufzen. Vor ihren Augen häufen sich allerlei notwendige Ausgaben, die sie schon von Monat zu Monat aufgeschoben hat, die sich aber jetzt fast gar nicht mehr aufschieben lassen.

„Dann muß es diesen Monat noch so gehen“, denkt sie resigniert, während sie ihre Kräfte sammelt, um dem neuen Ansturm in ihrem Hörer gewachsen zu sein.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Ein neues Heilmittel gegen Syphilis. Der Vorstand der L. L. dermatologischen Universitätsklinik in Graz, Professor Dr. Rudolf Magenauer, machte Mitteilungen über ein neues, vom Dozenten Dr. Johann Buchala, Assistenten des medizinisch-chemischen Universitätsinstituts in Graz, dargestelltes Quecksilberpräparat, dessen Einführung von offenkundiger außerordentlicher Tragweite für die Syphilistherapie ist und die bisherige Behandlungsmethode dieser gefährlichen Volksseuche auf eine vollständig neue Basis stellt. Aus diesen Mitteilungen, die im ärztlichen Auditorium die größte Aufmerksamkeit erregten, ergibt sich vor allem, daß das neue Präparat, welches der Gelehrte „Merlusan“ nennt, das erste seiner Art ist, welches nicht durch Injektionen oder durch Einreibungen dem Körper einverleibt wird, sondern einfach durch innerlichen Gebrauch, indem der Patient es in Form von Tabletten einnimmt.

Bisher galt, wie Professor Dr. Magenauer ausführte, von allen Anwendungsarten des Quecksilbers die innerliche Behandlung mit Willen als die am wenigsten wirksame Methode. Um eine energische Quecksilberwirkung zu erzielen, mußte man entweder Injektionen oder Einreibungen machen. Das „Merlusan“ ist eine Quecksilber-Eiweißverbindung, die mit Säuren unlöslich ist, daher den sauren Magen saft ungelöst passiert, dagegen erst in dem alkalisch reagierenden Darmsaft gelöst und von hier aus dem Körper einverleibt wird und in die Blutgefäße gelangt. Wie die lange hindurch und an Hunderten von Patienten gemachten klinischen Beobachtungen darthun, ist seine Wirkung jener einer kräftigen Injektions- oder Einreibungskur vollauf ebenbürtig. Bei täglichem Gebrauch von vier bis fünf Tabletten ist die Quecksilberresorption eine effektiv größere als selbst bei der Behandlung mit kräftigen, unlöslichen Quecksilberinjektionen. Die Quecksilberausscheidung bei „Merlusan“ ist ungefähr doppelt so groß wie bei Einreibungen und nahezu zehnmal so groß wie bei anderen Willen. Der hauptsächlichste therapeutische Wert des „Merlusan“ liegt darin, daß es eine Quecksilberverbindung darstellt, welche keine körperfremde, sozusagen körpereindliche Komponente enthält. Auch bei der Behandlung der Gonorrhoe erweist sich „Merlusan“ in Abwechslung mit anderen Präparaten als ein spezifisches Heilmittel.

Der Vortragende berichtete über eine Reihe von Versuchen, die im Institut für experimentelle Pathologie des Hofrat Professor Klemenšewicz mit dem „Merlusan“ gemacht wurden, und sprach diesem Gelehrten den Dank für die Förderung einer Forschungsarbeit aus,

„Bei welcher die Chemie und die Medizin sich zum Heil Leidenber und unglücklicher Menschen vereinigt haben“.

Literarisches.

Literarische Legenden. Seit den literarischen Erfolgen Maxim Gorkis, der bekanntlich aus den niedrigsten Volksschichten und nach einer auf der Landstraße im größten Elend verbrachten Jugend zur Höhe emporgestiegen ist, ist selbst unter literarisch nicht ganz ungebildeten Leuten vielfach die Ansicht verbreitet, daß jeder russische Schriftsteller von einiger Bedeutung aus der Gese des Volkes hervorgegangen sei und mit Kummer und Not zu kämpfen gehabt habe, ehe er sich zu Anerkennung und zu einigem Wohlstand durchringen konnte. Solche Fabeln wurden vor kurzem wieder einmal über Leonid Andrejew, über Anton Tschschow und über Alexander Herzen verbreitet. Jenen tritt nun sehr energisch die russische Schriftstellerin Olga Kobylinska im „Marzocco“ entgegen.

Es ist nicht wahr, schreibt sie, daß Andrejew in seiner Jugend unter den Ärmsten der Armen auf der Erde schlief, sich in Nachtstühlen herumdrücken und hungern mußte. Andrejew hat die Rechte studiert, dann in einem Anwaltsbureau gearbeitet und seit 1898, weil er seine Mutter und seine Geschwister unterstützen mußte, für Zeitungen geschrieben; als dann im September 1901 der erste Band seiner Novellen erschien, war er mit einem Schläge berühmt und auch gut bezahlt. Schlechter als irgendeinem anderen Menschen, der sich durch Arbeit Geld verdienen muß, ist es ihm also nie gegangen. Auch Anton Tschschow, der von Beruf Arzt war, gelangte mit seinen Erzählungen, die in verschiedenen Tageszeitungen erschienen, rasch zu Anerkennung und Geld.

Was endlich die jüngst von der „Morning Post“ aufgestellte Behauptung angeht, daß Alexander Herzen, der politische Schriftsteller, halb verhungerten Zuhörern das sozialistische Evangelium gepredigt habe, so ist das einfach Unsinn, und jeder, der die politische und wirtschaftliche Geschichte Rußlands zur Zeit des Zaren Nikolaus I. kennt, weiß, daß es Unsinn ist: in jenen Tagen der Knechtschaft konnte man Hegelsche Ideen nicht öffentlich „vor halb verhungerten Zuhörern“ vortragen, sondern kaum in intimsten privaten Klubs erörtern. Im übrigen habe Herzen niemals Beziehungen zu proletarischen Massen. Er war der natürliche Sohn eines sehr reichen Moskauer Edelmannes und wurde erzogen wie die „goldene Jugend“ überall erzogen zu werden pflegt.

Im Alter von 22 Jahren wurde Herzen wegen einer politischen Schmähschrift, die er im heiteren Freundeskreise vorgelesen hatte, in die Verbannung geschickt; aber selbst in der Verbannung lebte er auf Wunsch seines Vaters wie ein großer Herr mit Kammerdienern, Kutschwagen und Pferden. Er wurde denn auch von den Behörden sehr rücksichtsvoll behandelt und als Schreiber in der Regierungskanzlei beschäftigt; hier mußte er, wie er in seinen Lebenserinnerungen sehr ergötlich erzählt, eigenhändig die periodischen Berichte über das Vortragen und die Denkschriften des „Gefangenen Herzen“ schreiben und an den Minister des Innern befördern. Nach seiner Freilassung verließ er die Heimat, bereiste Westeuropa und von London aus erhob er nach dem Krimkrieg jene furchtbaren Anklagen gegen das zaristische Rußland, die sein Organ „Kolokol“ — die Glocke — zur geschichtlichen Berühmtheit erhoben haben.

Naturkunde.

Eine sonderbare Fabel. Wer seinen Nächsten mit dem ausdrucksvollen Namen des „ungeledten Bären“ tituliert, wird sich wohl kaum klar darüber sein, warum er seinen schon an sich wenig schmeichelhaften Vergleich mit einem Bären noch durch das Beiwort „ungeledt“ verschönert. Und doch steckt hinter dieser sprachlichen Derbheit eine naturwissenschaftliche Fabel, die bis in die letzten Jahrzehnte hinein in der populärwissenschaftlichen Literatur spulte.

Die Fabel, der in dem letzten Hefte des „Archivs für die Geschichte der Naturwissenschaften“ Dr. C. Elze historisch auf den Leib rückt, erzählt, daß die Bärin ihre Jungen als formlose Fleischklumpen zur Welt bringt und erst durch fleißiges Beladen mit der Zunge ihnen die richtige Bärengestalt gibt. Die Urquelle der Fabel läßt sich bestimmt nicht feststellen. Aber schon am Ende des zweiten Jahrhunderts ist sie recht weit verbreitet. Das Mittelalter, das in Sachen der Naturkunde so viel haarsträubenden Unsinn in Blüte brachte, formte auch die Erzählung von der Bärin, die ihre unförmlichen Jungen zurechtledt, zur höchsten Vollendung. Hier ein köstliches moralisches Gedicht, verfaßt um 1800:

„Uns schriebest die Meister, daß der Ber
Reimal ein rohez Fleisch geber:
Daz ledet er mit siner Zungen,
Wiz daz er vor im sith din jungen:
Din sint von erste ummazen kleine,
Ewie groz ir Fleisch und ir gebeine
Werdent, swenne sie sint volkumen.
Ewen nu siner sele wölle frumen,
Der lege bür sich der sünden knollen,
Von dem sin herze was gestwollen,
Und ledet in mit der histe zungen
Unz daz er vor im sehe din jungen
Tugende were in andacht leben,
Dem vor din genade niht was gegeben.“

Die Herrlichkeit wurde Mitte des 16. Jahrhunderts zerstört, wo es gelang, eine trüchtige Bärin zu erlegen und erfahrungsgemäß nachzuweisen, daß der Bärenembryo keineswegs einem Stück rohen Fleisches gleicht. Aber mit der Fähigkeit alles Aberglaubens lebte die Fabel munter fort, und sogar in den zoologischen Schulbüchern aus dem 19. Jahrhundert wurde sie noch nachgezählt, so z. B. in Martins illustrierter Naturgeschichte der Tiere, die 1882 erschien.

Es ist für die Naturgeschichte des menschlichen Geistes ungemein charakteristisch, daß ein Druck- oder vielmehr Schreibfehler des Aristoteles der Quell war, aus dem die Fabel ihre Kraft zog. An einer Stelle der „Tierkunde“ gibt der griechische Denker die Kräftigkeitsdauer bei der Bärin auf 30 Tage (anstatt auf 30 Wochen) an. Auch spricht er (was auch richtig ist) von sehr kleinen Bärenjungen, die fast ungebildet sind. Die Phantasie seiner Nachfolger und Ausleger hat beide Angaben kombiniert und, ohne sich um Tatsachenbeobachtung zu kümmern, daraus einen noch heute im Volksmunde lebenden „ungeledten Bären“ gemacht.

Astronomisches.

Wie groß ist der Durchmesser der Sonne? Der Durchmesser der Sonne wurde bisher immer nach Auwers zu 31 Minuten 59,26 Sekunden, also fast 32 Minuten angegeben, mit dem Zusatz, daß eine Abplattung der Sonne nicht zu erkennen sei, daß also der Äquatorial- und Polardurchmesser gleich seien. Diese Ergebnisse beruhen auf zahllosen langjährigen Messungen mit Heliometern. So wurde in Göttingen durch eine ganze Sonnenfleckenperiode von über 11 Jahren bei gutem Wetter täglich der Sonnendurchmesser in beiden Richtungen gemessen, um eine Veränderung feststellen zu können, die sich aber nicht zeigte. Nun veröffentlicht, wie die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ mitteilt, die Sternwarte in Peking in China die Ausmessungen photographischer Aufnahmen, aus denen erstens eine Verschiedenheit der Durchmesser hervorgeht, in dem Sinne, daß der Polardurchmesser der größere ist, aber so, daß der Unterschied beider Durchmesser wechselt, innerhalb der Jahre 1905/1910 zwischen 0,07 und 0,31 Sekunden. Ferner ergibt der mittlere Durchmesser zu 31 Minuten 59,93 Sekunden, also erheblich anders, als der Wert von Auwers. Offenbar steckt ein systematischer Fehler in einer der beiden Reihen, vielleicht auch in beiden. Es ist nur unmöglich, anzugeben wo und in welchem Betrage. Daß die Sonnenmessungen mit dem Heliometer große systematische Fehler aufweisen, ist durch das Ergebnis der Berechnungen der Venus-Expedition zur Ermittlung der Sonnenparallaxe einwandfrei nachgewiesen. Der damals errechnete Wert ist ganz unbrauchbar und nie in Anwendung gekommen, da neuere und bessere Methoden stark abweichende Werte ergeben haben.

Die Explosion der Welten. Ueber die Entstehung der Weltkörper und insbesondere des Sonnensystems mit seinen Planeten und Monden ist schon so viel erdacht und gegrübelt worden, daß es schwer ist, noch eine ganz neue Vermutung mit einigermaßen guter Begründung aufzustellen. Dieses Unternehmen hat sich Dr. Innes von der Transvaalsterntwarte unterfangen, der vor einem wissenschaftlichen Kongreß eine neue Hypothese über die Entstehung des Sonnensystems entwickelt hat, die er als Explosionshypothese bezeichnet. Er nimmt an, daß die Materie eine fortgesetzte Zusammenziehung unter einem unbegrenzt zunehmenden Schwerkraftsdruck auf die Dauer nicht verträgt, sondern daß schließlich eine Zeit kommen muß, in der dieser Druck den atomischen Aufbau der Materie zerbricht und Explosionen verursacht. Infolge solcher Explosionen soll die Sonne die Planeten und sollen die Planeten ihre Monde ausgeschleudert haben. Bei anderen Himmelskörpern hätten ähnliche Vorgänge zur Bildung vielfacher Systeme wie der Doppelsterne oder mehrfacher Sterne geführt. Das Auftreten neuer Sterne wird durch eruptive Ausbrüche in Begleitung derartiger Explosionen erklärt. Sogar die im Weltall so überaus weit verbreitete Erscheinung der veränderlichen Sterne will Dr. Innes durch Explosionen in kleinerem Maßstab und in rhythmischer Wiederholung deuten. Die Astronomie wird diesen Ausführungen wahrscheinlich wenig Vertrauen entgegenbringen, da ihnen einige grundlegende Tatsachen widersprechen, nicht nur mit Rücksicht auf die veränderlichen Sterne, sondern auch auf die Sterntemperaturen.

Verkehrswesen.

Unterrichtsbahn und Eisenbahnstraße. Die Amerikaner haben eine Einrichtung geschaffen, die wohl auch für Europa Vorbildlich werden wird. Wie nämlich das Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens mitteilt, hat die Pennsylvaniaabahn in ihrer Fernsprechanstalt in Bedford eine vollständige zweigleisige Bahn für Unterrichts-zwecke gebaut. Dazu kommen die nötigen Lokomotiven, Seiten-gleise und das sonstige Zubehör. Leiter der Schule sind Bahnbeamte, Unterrichtsgegenstände bilden das Abfertigen der Büge durch den Telegraphen- oder Fernsprecher, die Unterweisung in den Pflichten eines Stationsvorstehers, aber auch die Berechnung der Frachtsätze, Abfassung von Berichten, Ausfüllen von vorgegedruckten Formularen usw. Mit der Schule ist eine Bibliothek von technischen Werken verbunden; als Unterrichtsmaterial dienen nur Formulare, wie sie im praktischen Verkehr benutzt werden. Die Lehrzeit beträgt 6 bis 8 Monate, und die Pennsylvaniaabahn gewährt sofort nach dem Ende derselben den Absolventen bezahlte Stellen mit entsprechender Beförderungsmöglichkeit.